

Elie Wiesel

Gedanken zwischen Leben und Tod

Mein inneres Tagebuch

Aus dem Französischen von Sigrid Irimia

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Neuausgabe 2023
Bisheriger Titel: Mit offenem Herzen.
Ein Bericht zwischen Leben und Tod

Titel der Originalausgabe: Cœur ouvert
© Flammarion, 2011

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2012
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © Serge Picard /Agence VU / laif
(Elie Wiesel bei der Verleihung des Friedens-Nobelpreises 1986)
Satz: Dtp-Satzservice Peter Huber, Freiburg
Herstellung: GGP media, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-451-03401-5

*Für Marion und unseren Sohn Elisha:
Ihre Zuneigung, ihre Liebe halfen mir,
den tiefsten Schmerz und die größte
Angst zu überwinden.*

E. W.

1

16. Juni 2011.

»Es ist das Herz«, sagt Charles Friedlander, der mich soeben endoskopierte hat.

Ich wundere mich:

»Nicht der Magen?«

Seit Jahren schon ist das Sodbrennen einer meiner Albträume. Auch mein Allgemeinarzt, David Seinfeld, der davon weiß, hat die Schmerzen, die mich seit einigen Nächten heimsuchen, darauf zurückgeführt.

Marion und ich sind gerade von Jerusalem zurückgekehrt, wo wir jedes Jahr mit guten Freunden das Schawuot-Fest feiern. Nach der Tradition, der ich immer noch treu bin, verbrachten meine Freunde und ich die Nacht in einer Jeschiwa in der Altstadt, wo wir die biblisch-talmudischen Gesetze und ihre mittelalterlichen Kommentare studierten.

In Jerusalem war alles gut gelaufen. Keine Terroranschläge. Keine Zwischenfälle an der Grenze. Selbst meine vermaledeite Migräne schien der

Heiligkeit dieser Nacht und dieser einzigartigen Stadt Achtung zu erweisen. In New York angelangt, rebelliert jedoch plötzlich mein Körper. Die grässlichen neuen Schulterschmerzen ziehen bis in den Kiefer. Ich nehme eine doppelte Dosis Nexium, ein Präparat, das bei manchen Kranken Wunder bewirken soll. Doch es zeigt keinerlei Wirkung.

»Nein, weder der Magen noch die Speiseröhre«, erwidert Charles nach einem kurzen Schweigen, »es ist das Herz.«

Furchterregende Worte, die Angst und Schmerzen ankündigen. Vielleicht sogar Schlimmeres.



Sobald er die Nachricht des Gastroenterologen erhalten hat, kontaktiert mich mein behandelnder Arzt zu Hause. Am Telefon wirkt er irgendwie abgekämpft; seine Stimme klingt angespannt, abgehakt, und er spricht etwas lauter als sonst. Offensichtlich versucht er, seine Nervosität, seine Besorgnis zurückzuhalten, wenn nicht sogar zu verbergen. Mit Sicherheit würde er mir lieber eine andere Diagnose eröffnen. Er scheint in der Tat unglücklich darüber, mir diese schlechte Nachricht verkünden zu müssen, die für mich so viel ändern wird ...

»Ich hatte ein anderes Ergebnis der Endoskopie erwartet«, erklärt er mir. »Die jetzige Lage erfordert jedoch dringend weitere Untersuchungen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich bitte Sie, sofort ins Lenox-Hill-Krankenhaus zu kommen. Ich bin bereits hier.«

Ich widersetze mich:

»Warum denn? Weil es das Herz ist? Ist es wirklich so eilig? Ich hatte doch noch nie über mein Herz zu klagen. Es hat mir nie Beschwerden bereitet. Mein Kopf schon; auch der Magen. Und manchmal die

Beine. Aber mein Herz ließ mich bislang immer in Ruhe ...«

Er braust auf:

»Ich bin Ihr Kardiologe, verdammt noch mal! Dieses Gespräch ergibt keinen Sinn. Was ich Ihnen sage, ist stichhaltig, verstehen Sie? Sie müssen sich umgehend einigen Untersuchungen unterziehen, die nur in der Klinik gemacht werden können. Kommen Sie so schnell wie möglich! Und benutzen Sie den Eingang für die Notaufnahmen!«

Dumm und dickköpfig, wie ich manchmal bin, habe ich seinem Ultimatum dennoch zwei Stunden abgetrotzt, um ins Büro zu gehen. Ich musste Dinge erledigen, Menschen treffen. Unter anderem eine Delegation iranischer Widerstandskämpfer. Ich musste Termine absagen, Briefe unterschreiben, Texte verfassen.

Seltsamerweise empfinde ich zu diesem Zeitpunkt keinerlei Unruhe, ich, der ich für gewöhnlich eher ängstlich, furchtsam, verletzlich und pessimistisch bin. Mein Atem geht normal. Ich habe keine Schmerzen. Nicht die leiseste Vorahnung. Keinerlei Warnsignal. Hatte ich mich schließlich nicht drei Tage zuvor einem medizinischen Check-up unterzogen, einer umfassenden, gründlichen Untersuchung mit allen möglichen Tests, Kardiogramm inbegriffen, die mir mein altgewohnter Diagnostiker verordnet

hatte, derselbe Arzt, der mich jetzt in die Klinik bestellt? Es hatte keinerlei Anzeichen für ein koronares Problem gegeben: weder Schmerzen in der Brust noch ein Engegefühl. Was hatte sich in meinem Körper schlagartig verändert und ihn derart aus dem Gleichgewicht gebracht?

Also gut, gehen wir ins Krankenhaus, wenn mein sachkundiger Arzt so darauf besteht. Ich nehme nichts mit. Weder Bücher noch ein Hemd zum Wechseln und auch keine Zahnbürste. Marion möchte mich unbedingt begleiten. Meine Versuche, sie daran zu hindern, schlagen fehl.



In der Notaufnahme werde ich von einem ganzen Haufen Menschen, das heißt einer ganzen Reihe Spezialisten, in Empfang genommen. Schon die erste Blutuntersuchung macht den Ernst meines Zustandes deutlich. Es besteht eine reelle Infarktgefahr. Die Ärzte wechseln einige Worte in ihrem Jargon. Sie treffen ihr Urteil rasch, präzise und einstimmig: Ein sofortiger Eingriff ist zwingend erforderlich. An Aufschub ist nicht zu denken.

Marion flüstert mir ins Ohr, der Chirurg, der die Angioplastie durchführen werde, sei glücklicherweise derselbe, der zwei Jahre zuvor sie selbst operiert habe: Howard Cohen. Ich erinnere mich an ihn: ein stattlicher Mann, warmherzig und von großem Esprit, dessen Menschlichkeit mich ebenso beeindruckt hatte wie seine Talente. Wir hatten uns gut verstanden.

»Ich hoffe«, sagt er zu mir, »wir können für Sie dasselbe tun, was uns bei Ihrer Gattin gelungen ist: einen Stent setzen, damit das Blut wieder normal durch Ihre Adern fließt. Allerdings«, dabei sieht er mir in die Augen, »obliegt es mir auch, Sie davon in Kenntnis zu setzen, dass wir unter Umständen

radikaler vorgehen müssen. Doch das werden wir rasch erfahren ...«

Ich liege im Halbschlaf und doch versuche ich, mich wach zu halten, indem ich dem knappen fachlichen Austausch im Einleitungsraum folge. Tatsächlich verstehe ich kein Wort. Ungefähr eine Stunde später spricht mich Dr. Cohen an:

»Ich bedauere zutiefst, Ihnen sagen zu müssen, dass ich keine guten Nachrichten habe. Ihr Zustand ist so schlecht, dass das einfache Setzen eines Stents nicht ausreichen würde. Fünf Ihrer Arterien sind blockiert. Das erfordert einen Eingriff am offenen Herzen.«

Er ist sich seiner Sache sicher. Diese Mitteilung erschüttert mich. Selbstverständlich weiß ich, dass dieser Eingriff heutzutage überall auf der Welt vorgenommen wird. Das Gesicht des berühmten südafrikanischen Chirurgen Christiaan Barnard taucht vor meinem inneren Auge auf; ich war ihm auf einer Konferenz an der Universität in Haifa begegnet, wo wir ein langes Gespräch über medizinische Ethik führten und dabei jüdische und christliche Gesichtspunkte abwogen; ich hatte seine Hände betrachtet und mich gefragt, wie viele Menschen ihm wohl ihr Überleben verdanken.

Jetzt aber betreffen die Worte »Eingriff am offenen Herzen« mich selbst und erfüllen mich mit Angst.

»Zufällig befindet sich mein hervorragender Kollege Dr. Nirav Patel, ein großer Experte für diese Art von chirurgischem Eingriff, vor Ort. Ich habe mit ihm gesprochen und er ist bereit, Sie zu operieren«, fügt Howard Cohen hinzu.

»Doktor«, frage ich, »haben Sie schon mit Marion gesprochen?«

»Noch nicht, aber ich werde es gleich tun.«

Er ist schnell zurück:

»Ich habe gerade Marion getroffen. Und Ihren Sohn Elisha.«

Es berührt mich, überrascht mich jedoch nicht, dass mein geliebter Sohn schon da ist. Das ist nichts Neues, seit seiner Kindheit hat er nicht aufgehört, mein Innerstes zu berühren.

»Was meinen sie dazu?«

»Sie denken genau wie ich. Wir haben keine andere Wahl, und es erscheint mir unmöglich, es nicht zu tun. Doch die Entscheidung liegt ausschließlich bei Ihnen.«

»Kann ich sie sehen?«

Marion und Elisha können ihre Angst, ihre Sorge schlecht verbergen. Ihr Lächeln scheint mir aufgesetzt. Das ist natürlich. Wie kann ich sie umarmen, ohne mich aufzulösen?

»Dr. Cohen ist optimistisch«, versucht Marion mich zu beruhigen, während sie sich Mühe gibt,

ihre Tränen zurückzuhalten. »Der Chirurg, den er anbietet, ist weltberühmt. Er ist der Beste auf seinem Gebiet.«

»Alles wird gut«, fügt Elisha hinzu. »Ich weiß es. Ich bin davon überzeugt.«

Ich schweige.

»Wollen wir gehen?«, fragt Howard Cohen.

Die Krankenschwestern sind bereit, mein Klinikbett in Richtung Ausgang zu schieben. Ich werfe einen letzten Blick auf die Frau, mit der ich seit über zwei- undvierzig Jahren mein Leben teile. So viele Ereignisse, Entdeckungen und Projekte verbinden uns. Alles, was wir im Leben vollbracht haben, haben wir gemeinsam geschafft. Und nun liegt eine weitere Erfahrung vor uns.

Wird es die letzte sein?

Vor der Tür, die sich öffnet, bevor wir sie erreicht haben, legt sich mein Blick auf den so guten, so gut aussehenden jungen Mann, der meinem Leben einen Grund gegeben hat – und immer noch gibt; der mir Sinn und Zukunft verleiht.

Auf einmal, durch die Tränen hindurch, die die Zukunft verschleiern, bricht sich ein Gedanke Bahn und weckt einen neuen Schmerz: Werde ich sie wiedersehen?

